Sehnsucht nach Frieden

Ein Manifest von Marianne Gronemeyer und Reimer Gronemeyer

 „O Gottes Engel wehre und rede Du darein!

S’ist leider Krieg, und ich begehre

Nicht Schuld daran zu sein.

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen

Und blutig, bleich und blass,

Die Geister der Erschlagnen zu mir kämen,

Und vor mir weinten, was?

Matthias Claudius

Unsere Stimme wird in dieser Abenddämmerung unseres Lebens leiser. Das Leise-

Werden gebührt uns, es gehört zu den Tugenden des Alters. Was uns nicht gebührt, ist,

dass wir resigniert verstummen. Denn wir sind Euch Jüngeren schuldig, dass wir den Mund

aufmachen, nicht um Euch zu beruhigen, sondern um Euch zu beunruhigen; und wir

sprechen zu Euch, nicht weil wir vor Altersweisheit strotzen, sondern weil wir die Erfahrung

des Krieges, die sich uns in den Bombennächten einprägte, ein Leben lang mit uns

herumgetragen haben. Das Wort ‚Krieg‘ ist in aller Munde, und es ist beängstigend, wie

geschmeidig es sich in das tägliche Sammelsurium der Nachrichten einfügt, als sei ‚Krieg‘

ein Gegenstand wie jeder andere.

Unsere Vorstellungen vom Krieg, entstehen nicht aus den wirkmächtigen Bildern, die

uns auf unseren kleinen und großen Bildschirmen aufgetischt werden. Sie tauchen, ob wir

wollen oder nicht, auf aus unseren leibhaftigen Erinnerungen und können nicht Ruhe geben:

Das Heulen der Sirenen, das die Bomben ankündigte, die Trümmer ein paar Häuser weiter,

in denen wir bei Strafe nicht spielen durften wegen der Blindgänger und der Einsturzgefahr;

die Bunker, in die wir beinah jede Nacht gebracht wurden und in denen wir dichtgedrängt

beieinander saßen; das Entsetzen, wenn nahebei eine Bombe niederging und der ganze

Bunker wackelte; und die Finsternis, wenn das Licht erlosch und nur noch ein auf die Wand

aufgetragenes Phosphorquadrat eine Illusion von Licht aufrechterhielt; die Sorge, ob das

Haus, in dem wir wohnten, noch stand, wenn wir nach dem Bombenangriff aus dem Bunker

‚nachhause‘ gingen; das Kind, das sich in panischer Angst mit Händen und Füßen dagegen

wehrte, die Gasmaske aufzuprobieren und die Mutter, die nicht vermochte, ihrem Kind um

seiner Sicherheit willen diese Gewalt anzutun; der Hunger, der wehtat; und die Rivalität der

Geschwister um das karge Brot; die Frostbeulen, die juckten, aber nicht gekratzt werden

durften, weil sie nicht heilten.

Unsere Erfahrung vom Kriegsgeschehen reicht über die Kindheitserlebnisse nicht

hinaus, aber das genügt, um uns mit den getöteten, verwundeten und verängstigten Kindern

in der Ukraine verbunden zu fühlen und es macht es uns unmöglich, über ihre Leiden

hinwegzusehen. Je länger dieser Krieg dauert, desto mehr wird ihr Leben von ihren

Kriegserfahrungen beherrscht sein, sie werden, wie wir, Kriegskinder sein. Sie haben keine

Stimme, um das Schweigen der Waffen und den Weg der Verhandlungen einzufordern. Wir

tun das an ihrer statt, und wir tun es auch um unserer eigenen Angst vor einer nuklearen

Eskalation willen, für die niemandes - wirklich niemandes - Vorstellungsvermögen reicht.

Wie wir später erfuhren, gehörten wir auf die Seite der Angreifer in diesem

verbrecherischen Krieg - und waren doch seine Opfer. Und wir mussten lernen, dass die

Bombeneinschläge, vor denen wir uns so gefürchtet haben, dem Terrorregime des

Hitlerfaschismus ein Ende setzen. Millionen Soldaten, US-amerikanische, sowjetische,

britische, französische haben dabei ihr Leben gelassen. Mit dem Widerspruch, dass die, die

uns bombardierten, zugleich unsere Befreier waren, mussten diejenigen unter uns, die sich

zum Pazifismus bekannten, leben. Zwei berühmte Pazifisten des Ersten Weltkriegs, Albert

Einstein und Bertrand Russel „haben sich mit guten Gründen für den alliierten Krieg gegen

Hitler-Deutschland ausgesprochen. In dieser dramatischen historischen Situation, in der das

Überleben der Menschlichkeit auf der Kippe stand, … machten beide schweren Herzens und

voller Überzeugung“ die eine, einzige Ausnahme von ihrem Pazifismus. Nach Kriegsende

verstanden sie sich weiter als Pazifisten und „ergriffen wieder und wieder das Wort gegen

Koreakrieg, Hochrüstung und Atomkriegsgefahr.“ (Olaf Müller)

Wir fürchten uns vor den Furchtlosen, die erst den Krieg gewinnen wollen, um dann

Frieden zu machen. Aber Sieg‘ reimt sich mit ‚Krieg‘, nicht mit ‚Frieden‘. Der Frieden

unterstehe uns nicht, sagt Eugen Rosenstock-Huessy: „Er ist nur dem verheißen, der sich

nach ihm sehnt. Das begreift kein Planer. Trotzdem ist es wahr: Friede ohne vorhergehende

Sehnsucht kann nicht kommen.“ Und er fügt hinzu: „Wo die Menschen sprachlich veröden,

droht Krieg. Kalter Krieg meinetwegen. Aber Friede heißt miteinander sprechen.“

Woher soll die Friedenssehnsucht aber kommen in unserem Land, in dem die

öffentliche Meinung nach allen Regeln des medialen Know-how darauf eingeschworen wird

zu glauben, man könne und müsse gegen eine Atommacht einen Sieg erfechten, um eine

günstige Ausgangsposition für das dann erst mögliche Gespräch zu haben? Dass sich die

‚Hoffnung‘ auf ein friedliches - wenn schon nicht Miteinander, so doch wenigstens –

Nebeneinander auf immer monströsere Maschinen richtet, deren letzter Daseinszweck darin

besteht, zu töten und zu zerstören, macht uns fassungslos. Um dieser pervertierten Hoffnung

Geltung zu verschaffen, wird die Hoffnung auf Versöhnung als Ideologie der Schwächlinge

diffamiert. Ohne alles Bedenken, ohne Trauer, ohne entsetztes Innehalten wird in dieser

‚Zeitenwende‘ die große Tradition der Friedensstifter für indiskutabel erklärt. Die jesuanische

Botschaft von der Feindesliebe, die Gewaltlosigkeit, der Gandhi mit dem Salzmarsch ein

politisches Gesicht gab, der zivile Ungehorsam, zu dem Martin Luther King die

Unterdrückten ermutigte. Aber auch der Pazifismus Albert Einsteins, Bertrand Russels,

Dietrich Bonhoeffers und der vielen namenlosen Anderen, die sich ihnen anschlossen und

dafür einstanden, oft mit ihrem Leben, wird mit einem Handstreich für erledigt erklärt; und,

statt dass ihre Geschichten erzählt werden, werden sie in die Rumpelkammern der

Geschichte befördert; mitsamt der ‚Bergpredigt‘, die uns eindringlich ermahnt, alles stehen

und liegen zu lassen und der Versöhnung mit dem verfeindeten Nachbarn Vorrang vor allem

anderen zu gewähren.

Wir warnen: Es ist schlecht um die demokratische Zukunft eines Landes bestellt, in

dem die „Wortemacher des Krieges“ (Franz Werfel), das Sagen haben. Sie nennen

diejenigen, die Bedenken tragen gegen den Einsatz von immer mehr Waffen, verächtlich

Zauderer; diejenigen, die Kompromisse erwägen, werden als Verräter, gebrandmarkt, die

Vorsichtigen nennen sie feige, die Besorgten schwächlich und die Pazifisten traumduselig,

verrückt oder gefährlich. Wirklich gefährlich ist die viel beschworene ‚Geschlossenheit‘, die

alle zu Meinungskomplizen macht. Ohne Gegenstimmen, die sich auch Gehör verschaffen

können, gibt es keine Demokratie. Auf eine bestürzende Weise vergehen sich die

einflussreichsten Medien an ihrer Informations- und Berichterstattungspflicht und betätigen

sich als Meinungsmacher und Volkserziehungsagenturen zur Herstellung der großen

Einhelligkeit. Unablässig bestärken sie die Ansicht, dass das ganze Gute auf unserer Seite,

der Seite der westlichen Allianz, ist und das ganze Böse jenseits der Demarkationslinie.

Versöhnung aber beginnt damit, den eigenen Anteil daran, dass es so weit hat kommen

können, redlich zu erforschen und dann auch zu bekennen. Der Papst hat zu Beginn des

Krieges die Frage aufgeworfen, ob der völkerrechtswidrige Angriff auf die Ukraine etwas zu

tun habe mit dem „Bellen der NATO vor den Türen Russlands“. Er hat dafür einen Sturm der

Empörung geerntet. Aber nicht diese Frage ist gefährlich für den Bestand der westlichen

Demokratien, sondern ihre Unterdrückung.

„Die Suche nach Wahrheit kann nur gedeihen auf dem Nährboden gegenseitigen

Vertrauens.“ (Ivan Illich) Es macht das Wesen des Vertrauens aus, dass es nur dann

entstehen und sich bewähren kann, wenn man es wagt. Und die Frage, wer den ersten

Schritt tun muss, stellt sich nicht. Es kommt nur darauf an, dass er getan wird.

Wir laden alle ein - seien sie alt oder jung oder irgendwo dazwischen - die darauf bestehen,

Andersdenkende zu sein und ihre Haltung im Gespräch mit Andersdenkenden immer neu

auf die Probe zu stellen. Eröffnen wir das generationenübergreifende, ungegängelte

Gespräch, wo immer sich Gelegenheit bietet oder herstellen lässt. Lassen wir uns von

Denkverboten nicht einschüchtern,

geben wir der Sehnsucht nach dem Frieden eine Stimme.